



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein deutsches Künstlerleben

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Staats als Ausbeuter und Ausgebeutete gegenüber, sondern einerseits die Freien und die Sklaven, die ja gar keine Mitglieder des Staats waren, andererseits die herrschende Bürgerschaft und ihre Unterthanen in den Provinzen, besonders die an despotisches Regiment, Ausplünderung und Mißhandlungen gewöhnten Bewohner Kleinasiens und Syriens; die italischen Bundesgenossen nahmen eine mittlere Stellung ein. Die armen Bürger waren nicht Ausgebeutete, denn sie arbeiteten gar nicht, sondern schmarrnzende Kostgänger des Kapitals. Daraus erklärt sich der eigentümliche Charakter der sozialen Bewegungen dieser Periode. Es waren teils Sklavenaufstände, die hauptsächlich von Ackerbau- und Grubenflaven und Gladiatoren unternommen wurden, während die städtischen Sklaven, namentlich die der Reichshauptstadt,*) mehr und mehr in das Interesse der Reichen, denen sie dienten, hineingezogen wurden, teils politische Kämpfe, die nicht sowohl vom bürgerlichen Proletariat, als von einsichtigen Staatsmännern zum Zweck der Beseitigung dieses Proletariats geführt wurden. Die übrigen innern Kämpfe der Periode gehören teils, wie der Bundesgenossekrieg und die Kämpfe der großen Generale um die Alleinherrschaft, in das nächste Kapitel, teils wie die Streitigkeiten um Neuordnung des Stimmrechts, der Amterbesetzung und der Gerichte, als fachwissenschaftlich überhaupt nicht in eine allgemeine Betrachtung.

(Schluß folgt)



Ein deutsches Künstlerleben



n der Kunstwelt, der bildenden, der dichtenden und komponierenden, giebt es Geister, die, vor der Mitwelt unbekannt, eine Art unterirdisches Leben führen, stille, feine Naturen, nach der Art Ludwig Richters, Schwind's, Storms, die aber, durch irgendwelche äußere Umstände oder innere Konflikte in ihrer künstlerischen Entwicklung gehemmt, gleichsam nicht über die Skizze hinauskommen und sich in ihrem bruchstückartigen Dasein einem sinnenden und betrachtenden Innenleben hingeben. Solche Menschen beschenken uns dann meistens mit ausgezeichneten Tagebüchern, Selbstbetrachtungen, Autobiographien und Briefwechseln. Theodor Storm liebte es, solche nachdenklichen Menschen, die still und ungekannt ihres

*) Als eine der schwierigen Aufgaben, die der Senat nach Sullas Abgang zu lösen hatte, nennt Mommsen die, in der Hauptstadt ohne Truppen die Massen des internationalen Gefindels „und der in Rom grotenteils in faktischer Freiheit lebenden Sklaven im Zaum zu halten.“

Wegs gehen, zu schildern; man denke an seinen „stillen Musikanten.“ Vor der Nachwelt feiern sie dann in ihren Nachlaßschriften und Werken eine fröhliche Auferstehung. Sie finden meistens zwar keine große, aber eine um so andächtiger und ihnen in Liebe zugethane Gemeinde, der sich in ihren Nachlaßschriften, die oft von der Würze persönlichster Empfindung durchströmt sind, eine reiche und beglückende Innenwelt aufschließt. Und noch mehr. Über die philosophischen und poetischen Betrachtungen, über aphoristische Mitteilungen gefester Lebensweisheiten hinaus geben diese stillen Leute, die häufig ein ebenso scharfes Beobachtungsvermögen, wie ein empfindungsstarkes Gemüt haben, mit den Darstellungen ihres eignen Lebens ein wertvolles Stück Zeit-, Kultur-, Kunst- oder Litteraturgeschichte. Und sie sind uns um so willkommener, als sie uns über Dinge und Begebenheiten in einer Weise berichten, wie sie den zusammenfassenden geschichtlichen Darstellungen gewöhnlich fehlt; sie bringen eine Fülle von liebenswürdigen Einzelheiten über bedeutende Persönlichkeiten, mit denen sie zusammengekommen sind, über Zeitereignisse, gesellschaftliche Zustände, Geschmacksrichtungen und Anschauungen, sodaß jene hinter uns liegende Zeit gewissermaßen in ihrem Alltag vor uns lebendig wird und sich insollgedessen unserm Gedächtnis schärfer einprägt als je.

Zu diesen Naturen gehörte auch der 1805 in Hamburg geborne und 1886 in Meran in Tirol gestorbne Maler Friedrich Wasmann. Er war bis zum Jahre 1896 so gut wie unbekannt. Der norwegische Maler Bernt Grönvold hat ihn „entdeckt.“ Durch einen glücklichen Zufall fand er seinen Nachlaß in einem Tiroler Laden, wo er jahrelang unbeachtet gelegen hatte. Der Nachlaß bestand aus Hunderten von ungleichwertigen Arbeiten, die aufs glücklichste ergänzt wurden durch eine Lebensbeschreibung Wasmanns, die er in den sechziger Jahren verfaßt hatte, und die Grönvold von der Witwe des Künstlers bereitwilligst zur Veröffentlichung überlassen wurde. Sie ist erschienen mit zahlreichen Abbildungen von Wasmannschen Arbeiten und mit reizenden Bignetten von Th. Th. Heine geschmückt in vornehmer Ausstattung in dem Verlage von F. Bruckmann in München.*) Die Abbildungen, eine große Reihe von Porträts, Akt-, Gewand-, Tier-, Landschaftstudien und Volkstypen vornehmlich aus Tirol und Stalien und kleine Genreszenen, die zwar nicht seine ganze Entwicklung vorführen, aber doch den entscheidenden Münchner und Römischen Studienjahren von 1828 bis 1835 angehören, geben eine klare Vorstellung von der Natur und dem Umfang von Wasmanns künstlerischer Bedeutung. Hat er auch nicht die überraschende kunstgeschichtliche Bedeutung wie sein Landsmann Otto Ronge, den Lichtwark „entdeckte,“ so wird sich doch jeder, der diese Abbildungen betrachtet, die teils als Vollbilder in saubern Heliogravüren bei-

*) Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Bernt Grönvold (1896).

gegeben, teils in den Text eingefügt sind, freuen, daß dieser bescheidne und echte Künstler, der beinahe ein halbes Jahrhundert unbeachtet und unverstanden fern von der Heimat ohne jede künstlerische Anregung in den einfachsten Verhältnissen in Meran verbrachte, einer unverdienten Vergessenheit entrisfen worden ist.

Mit dem Herausgeber muß man wünschen, es möchte diese Veröffentlichung der Anlaß sein, daß noch manche unbekannte Arbeit Wasmanns, die sich in Privatbesitz findet, ans Tageslicht befördert werde. Zumal die Stadt Hamburg dürfte noch so manches Werk ihres begabten Sohnes bergen, das sicherlich in ihrer Kunsthalle eine Stelle verdient. Seine Begabung und die äußern Verhältnisse wiesen Wasmann auf das Porträt- und Genrefach. Porträtaufträge hatte er mit kurzen Unterbrechungen in Fülle. So stellte er in Meran in seiner Wohnung Porträts von Stadthonoratioren und Damen aus, „wobei die gebildete Welt sich treppauf treppab den ganzen Tag ablöste.“ Als eins seiner besten Porträts bezeichnet er das eines Meraner adlichen Herrn. Die Porträts seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Freunde und Gönner, die dem genannten Buch in Abbildung beigegeben sind, sind zwar nicht die Arbeiten eines Genies im Porträtfach, aber sie gewähren eine echte Freude durch die schlichte Feinheit der Auffassung, durch die leise Melancholie des Ausdrucks, die die feste, in sich ruhende Bürgerlichkeit dieser Porträts mit einer zarten Poesie umkleidet. Die prachtvollen Altzeichnungen erwecken das lebhafteste Bewußtsein, daß eine fortwährende Kränklichkeit den Künstler, wie er sagt, nie zum rechten Genuß des Schaffens und zur tüchtigen Durchführung einer größern Arbeit kommen ließen. Aber nicht nur Kränklichkeit war es, die seiner künstlerischen Entwicklung einen Niegel vorschob und seine praktische Kunstthätigkeit monatelang unterbrach, sondern auch seine mit dem Alter immer mehr zunehmende streng katholische, stark frömmelnde Lebensauffassung, weil er „gering achtete, was er früher angebetet hatte,“ nämlich die heitere Schönheit der Natur, die Welt der Formen, die eine künstlerische Gestaltung heischen.

Außer beim Porträt hielten ihn, wie er berichtet, Natur, Gewohnheit und die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, beim Genrefach fest. Leider sind dem Buche zu wenig Abbildungen dieser Art beigegeben, als daß wir uns ein sicheres Urteil über sie bilden könnten. Die Aufgabe, die er sich bei Entwürfen und Ausführungen von Genrebildern stellte, war, die Weise wiederzugeben, wie sich Natur und Außenwelt in seinem innern Auge spiegelten. Sie sollten also nicht nur Darstellungen äußerer Vorgänge, sondern Stimmungsbilder seines Seelenlebens werden. Als das gelungenste bezeichnet er ein Bild, das das Innere einer Küche darstellt, in der ein Landmädchen in Halbfigur, den Kopf auf den Arm gelegt, neben sich eine schwarze Katze, am Herde bei verglimmenden Kohlen eingeschlummert ist; durch die auf einen Söller geöffnete Thür sieht man duffenden Flieder und eine hereinschwirrende Fledermaus und weiter im

Hintergrund eine Tiroler Landschaft in Abenddämmerung. Auch als Maler frommer Altarbilder hat sich Wasmann versucht, aber ohne Glück. Die in der strengen, großlinigen Freskokomposition der italienischen Meister gemalten Bilder sagten seinen Tirolern nicht zu. Ein großes Gemälde von ihm, Maria Heim-suchung, ist im Presbyterium der Pfarrkirche von Meran.

So viel über den Künstler Wasmann. Noch wichtiger ist für uns Wasmann als Mensch, der uns in seiner Autobiographie einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gegeben hat. Wasmann war ein ebenso gemüts tiefer Mensch, wie scharfer und feiner Beobachter. In der anspruchslosen, sachlichen Anschaulichkeit seiner Darstellung wird das Einzelerlebnis immer zum allgemeinen Kulturbild, auch wenn er über alltägliche Dinge berichtet oder über Zustände seiner Seele vor sich und seinen Lesern Rechenschaft ablegt. Darum verdient Wasmanns Lebensgeschichte weiten Kreisen bekannt zu werden. So soll auch im folgenden der Künstler so oft wie möglich selbst zu Worte kommen. Seine Kinderjahre fallen in die Zeit der Gewaltherrschaft Napoleons. Sein Vater, der in aller Welt herumgereist war, haßte den Franzosen bitter und mußte lange als Verfolgter von Haus und Familie fern bleiben. Lebhaft erinnert sich noch der Sechzigjährige des Kriegstreibens in und um Hamburg; es brachte einige wilddramatische Abwechslungen in die heitere Ruhe des ländlichen Idylls, das der Knabe auf einem großen Vierländer Kirchdorfe zu erleben das Glück hatte, wo der Bruder seiner Mutter Pfarrer, der „Wohlthäter seiner Gemeinde“ war, ein wahrer Vicar of Wakefield. Ein „altfächsisches, patriarchalisches Familienleben“ erschließt sich dem Knaben. „Der Lernzeit folgten Erholung in Feld und Garten und gemeinsame Spiele. Oft, wenn der gute Mann, in Geschäften über Land geritten, heimkehrte, trat er mit Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand, mitten unter den lustigen Haufen der Knaben und Mädchen, die auf der großen Landdiele unter der Aufsicht der Hausfrau mit Tanzen sich vergnügten, und huschte zwischen den Reihen der Kinder den langen Flur auf und ab. Wenn mittags die Sonne brannte, oder gegen Abend saßen wir hinter dem Hause unter Obstbäumen auf dem Grasplatze, und im Kreise gelagert horchten wir den Erzählungen einer belesenen Mamsell, der Gehilfin der Hausfrau in der Wirtschaft, von dem Sesamberg aus den Märchen von Tausend und eine Nacht und von dem prächtigen Kalifen Harun al Raschid.“ Dieses „wahre Kinderparadies“ endete mit der Rückkehr nach Hamburg, das in der Zeit eintrat, als die „Russen die Mode des Tags geworden waren,“ und mancher russische Offizier eine reiche Erbin „erschnappte, die er einige Tage im Triumph in einer mit vier oder sechs Pferden bespannten Droschke in brausendem Galopp durch die Straßen führte, um sie dann für immer in den russischen Steppen für Heimat und Eltern verschwinden zu lassen.“

Wie der Historiker aus diesen und vielen ähnlichen anschaulichen Plande-

reien einzelne Farbenstriche für sein Geschichtsbild gewinnt, so kann sich der Pädagog Belehrung über die Art des damaligen Elementarunterrichts holen, der Kunsthistoriker und Maler gewinnt Einblicke in den Kunstunterricht, das Leben und Treiben an den Akademien in Dresden und München und der Künstlerschaft in Rom. Vor allem aber führt die Biographie mitten hinein in den Kampf der Geister, der „Heiden“ oder „Goethianer“ und Rationalisten einerseits, der Romantiker und Frommgläubigen andererseits. Der leichte, oberflächliche Rationalismus und die einseitige Verstandeskultur, die von Berlin ausgegangen waren, und die den harten Schicksalsschlägen, die das ganze Volk und den Einzelnen trafen, nicht stand halten konnten, mußten einem mächtig erstarrten religiösen Empfinden Platz machen, das durch die Seele des ganzen Volks ging, und worin die besten Männer der Zeit den Beginn eines neu-erwachten höhern Lebens sahen. Wenn man bei Wasmann liest, daß ihm in der Schule die biblischen Erzählungen des Alten Testaments und das Leben der Patriarchen im Stil Clauren'scher Romane vorgetragen wurden, begreift man, bis zu welchem Grade der Verflachung die Menschen hinabgesunken waren. Es kam die Zeit, in der Tieck, Wackenroder, Novalis, Görres, Brentano die Herzen bezwangen. Wackenroder hatte das Prinzip der neuen christlichen Kunst, die sich von dem trivialen „Naturalismus“ abwand, formuliert. Christliches Mittelalter, katholische Phantastik entzückte die Seelen. Katholizismus und Kunst wurden als zusammengehörig empfunden.

Um sich in den schwankenden Zuständen der Zeit des Seelenfriedens zu sichern, traten viele zur katholischen Kirche über. Zu den Konvertiten gehörten viele der führenden Geister. Auch Wasmann bietet ein Beispiel der zahlreichen deutschen Künstler, die nach dem Süden zogen, sich dort dem mächtigen Einfluß der katholischen Kirche hingaben und konvertierten, oder wie sie sagten, zur Mutterkirche „zurückkehrten,“ sodaß ihr ganzes ferneres Leben unter der Gewalt der tiefen Neigung zu dem neugewonnenen Glauben stand. Aber auf der andern Seite hatte sich der Goethische Einfluß nicht minder stark erhalten. Wasmann fühlte sich als „Goethianer,“ ehe er Katholik wurde; was er unter Goethianer versteht, sagt er selbst. Auf seiner Wanderung nach Rom reiste er von Siena an mit einem Karmelitermönch, der ihm sein Herz öffnete und mit Entzücken von dem Glück seines Klosterberufs sprach. „Es war, als sei eine alte Legende vor mir aufgeschlagen, und ich läse mit Andacht und Begierde darin,“ obgleich er, Wasmann, „nichts als ein Goethianer war, der ohne Glauben und Christentum ihn ausweidete, nur bedacht, jedes schöne, großartige Bild in sein Inneres aufzunehmen.“ Daß Wasmann diesen Goethischen Standpunkt verließ, hat ihn in seiner Kunst nichts weniger als gefördert. Wasmann erlebte frühzeitig seine religiöse Sturm- und Drangzeit. Wenn er von den ästhetischen Kreisen und gelehrten Damenkreisen weg zur religiösen Einkehr in sich selbst gelangt, weiß er sie häufig mit einem reinen und seelen-

erquickenden Natureindruck in Verbindung zu setzen. Er zeigt sich in seiner Biographie auch als ein dichterisch hochbegabter Landschaftsschilderer, der nicht am äußern haften bleibt, sondern die Seele der Landschaft erlauscht und sie mit Freud und Leid seines Innern in Beziehung setzt. Man wird nach dieser Seite hin gar oft an unsre ersten Meister in der Schilderung des Naturlebens, an Storm, Keller, Turgenjew erinnert.

Ich will mir nicht versagen, zwei Stellen zu zitieren. „Ich entsinne mich noch eines Sommermorgens, den ich auf dem Lande zubrachte. Ich hatte das Dorf wieder besucht, wo ich als kleiner Knabe gelebt, und stand um Tagesanbruch, wo es in unserm Norden schon um zwei Uhr hell wird, während die bleiche Mondichel noch am Himmel steht, im Schiff, um nach der Stadt zurückzufahren; ich sah, wie die Männer mit ihren Milcheimern schweigend über den Steg in den Rahn traten und die Lasten klappernd niederlegten; am Steuer stand ein kräftiges Votsenmädchen und wartete auf das Zeichen zur Abfahrt — und doch war meine Seele ein dunkles, unerlöstes Chaos!“ Welche Anschaulichkeit und Stimmungstiefe bei dieser so ganz selbstverständlichen Schlichtheit des Ausdrucks! Und die zweite Stelle aus Tirol: „So stand ich an einem schönen Morgen im Garten, vom Hause hinter mir tönte der weiche klagende Ton dieses Instruments [einer Harmonika] und löste die Seele in melancholische Andacht auf. Auf dem tief unter mir liegenden Bergabhange sah ich die Landleute mit der Feldarbeit beschäftigt, pflügen und ackern, hell und klar von der Sonne beschienen, als könnte man die kleinen Figuren mit der Hand greifen. Mir ward bei dem Anblick ernst zu Mute, als schaute ich in das innerste Geheimnis der göttlichen Harmonie, die nicht in süßen Wonne träumen, sondern in der ruhigen und vollkommenen Übung der Pflichten, die Gott uns auferlegt, besteht, und wäre es auch nur, das Unkraut zwischen den Steinen auszuraufen, wie ein armer Laienbruder in einem Kloster thut.“ Diese Stelle könnte von Keller oder Goethe sein.

An Keller und seinen Grünen Heinrich erinnert Wasmann auch in der Art, wie er in die Anfangsgründe seines künstlerischen Berufs eingeführt wurde. Ein alter Zeichenlehrer erklärte den jungen Mann, der gegen den Willen seines Vaters Medizin studieren wollte, für ein „Talent.“ Das gab den Ausschlag. Er wurde zu einem gewissen Maler ein Jahr lang „in die Lehre“ gegeben. Er konnte aber von ihm, der die Jugend zur Kunst heranzubilden unfähig war, nichts lernen. Besser glückte ihm das fleißige Kopieren nach Gipsabgüssen wertvoller Antiken, die ihm in der Sammlung eines reichen Hamburgers zur Verfügung standen. Nach diesem „Vorspiel“ gings nach Dresden auf die Akademie. Die Reise dahin, es war noch die schöne romantische Zeit der Postkutschen, schildert Wasmann mit anschaulichster Lebendigkeit, nicht minder das etwas tolle Treiben in der sächsischen Hauptstadt. Ein Lächeln nötigt uns der damals, im ersten Viertel des Jahrhunderts, in Blüte stehende

Partikularismus ab, wonach der Hamburger von den guten Dresdnern als Fremder „angestarrt“ wird, während für diesen der singende weiche Ton der Landessprache etwas abstoßendes hat. Der Weltunkundige fühlt sich denn auch zunächst einsam und gedrückt und ohne alle Lust zur Kunst; ganz abseits lebend beschäftigt er sich das erste halbe Jahr ausschließlich damit, daß er Homer und andre Klassiker in der Ursprache liest, bis er denn in der Gipsklasse der Akademie allmählich das „Rudel Kunstjünger“ kennen lernt und sich an ihre Art zu leben gewöhnt. Indem er diese Art schildert und eine Anzahl kostbare Originale unter seinen Genossen vortrefflich charakterisiert, entwirft er ein interessantes Bild der Kunstzustände der Akademie, der Lehrer, des Kunstgeistes, der Richtungen, des ganzen Lebens. In Liebe gedenkt er seines Lehrers Mäke, der auch als Konvertit von seiner Romreise nach Dresden zurückgekehrt war; er gehörte der „neuen Kunstrichtung an, die von der Welt spottweise die nazarenische genannt wurde“ (Goethe hatte ihr zuerst diesen Namen gegeben). Durch diesen Lehrer kam ihm in seinem naturalistischen Treiben die „erste Ahnung einer edlern Kunstrichtung.“

Dresden vertauscht der Kunstjünger bald wieder mit Hamburg, wo er sich, wie der sechzigjährige fromme Katholik zu seiner Beruhigung schreibt, „durch bessere Gesellschaft von dem akademischen Einfluß reinigt.“ Die Hamburger Jugend war fein gebildet, sie hatte Interesse für Litteratur; man las mit Begeisterung Faust, das für sie „das Evangelium der aus dem Lande der Perückenkonvenienz erlösten Natur war.“ Am meisten jedoch wirkte damals auf die jugendlichen Gemüter Heine. Daneben begeisterte man sich für Volkspoesie, für altdeutsche Kunst und für alles, was mit Volk und Volkstum in Zusammenhang steht. Die neudeutsche christliche Kunst fand auch in Hamburg Eingang, endete aber, durch den norddeutschen Ernst auf die Spitze der Verinnerlichung getrieben, in einer krankhaften Weise und völligen Gedankenverknöcherung. Alle diese Bestrebungen entsprachen ganz der Natur Wasmanns und bestimmten seine Neigungen und Interessen.

Daß vor allem in der Kunst aller Anfang schwer ist, wenn es sich darum handelt, auf eignen Füßen zu stehen und für den Unterhalt des Lebens zu sorgen, das hatte auch der junge Wasmann zu erfahren. Und es war mit dem kaufenden und bestellenden Publikum ungefähr so, wie es heute noch ist. „Ich mußte nun, wie ein Maler mit Kaffeeprobe in der Tasche, irgend ein Porträt unter dem Arme, mich in befreundeten Comptoirs sehen lassen und mich rekommandieren, was zwar nicht für mich, aber für einen Unbetheiligten komische Szenen gab, wenn der gewiegte Geldmann, der in einer Art Eitelkeit mit am Ellenbogen zerrissenem Ärmel am Schreibtisch stehend, kaum den Blick von seinem Buche erhob, um das Bild anzusehen oder selbes an der Wand auf die Erde setzen hieß und dann, die Hände in den Hosentaschen, die Spitze des einen Stiefels wie einen Finger auf einige Punkte des Gemäldes hinneigte,

die ihm tadelnswert schienen.“ Man sieht, Wasmann hatte auch einen feinen Sarkasmus und eine liebenswürdige Ironie.

Als mehrjähriger Stipendiat macht er sich dann wohlgenut auf die Reise nach München. „Es war in der schönen alten Zeit, wo man acht Tage von Hamburg bis Leipzig brauchte.“ Wie einen Labetrunk nach langem Durst genießt er die Reise, und noch in der Phantasie des Sechzigjährigen runden sich die erhaltenen Natureindrücke zu feinen poetischen Stimmungsbildern ab: „Das Mondlicht lag dämmernd auf der endlosen Lüneburger Heide, wie ein Traumgesicht sah ich die fernen Eichenwälder und Bauernhöfe mit hohen Ziehbrunnen langsam vorübergleiten, während der Postillon, durch den tiefen Sand waten, neben dem Wagen ging, hie und da Feuer anschlagend, um die Pseife anzuzünden, bis ich in halben Schlaf geschaukelt in der Frühe das hannoversche Ülzen vor mir liegen sah.“ Vom Wege abzweigend macht er eine herrliche Fußwanderung durch den Harz, von dem er eine meisterhafte Schilderung entwirft. Weiter geht es nach Gotha, Erfurt, Sena. Aus Sena, wo er für das Frommannsche Haus eine Empfehlung hatte, giebt er einen willkommenen Beitrag zum Goetheskultus, der den Charakter einer religiösen Verehrung angenommen hatte: „In frommen Kreisen herrschte ein starker Goetheskultus, der wie das feine Parfüm eines kostbaren Räucherwerks bei einem feierlichen Hochamte in Rauchwolken über den Saal hinwallte und sich verbreitete, indem die Damen des Hauses Radierungen und Handzeichnungen dieses Meisters, mit Versen von demselben begleitet, der Gesellschaft vorlegten.“ Angesichts des herrlichen Mainthals, das „in heiterer Schönheit das Gepräge des christlichen Mittelalters“ trägt, kam ihm die Ahnung, daß es wohl noch etwas unendlich schöneres geben müsse als die sinnliche Natur, und das erste Bewußtsein von der katholischen Kirche dämmerte auf. München, in das der Hamburger Kunstjünger eintrat, hatte eben begonnen, das München König Ludwigs I. zu werden; es erlebte eben den gewaltigen idealen Aufschwung des gesamten Kunstlebens. Man wollte eine neue „auf Wahrheit und Geschichte gegründete Richtung.“ Die Kunst sollte eine Religion sein, für das ganze Volk ein Heiligtum, nicht ein Monopol der Gebildeten. Eine große Zahl gereifter Männer und junger Feuergeister schloß sich in gemeinsamem Ringen begeistert zusammen. Von der Sonne der Fürstengunst beschienen wuchs die junge Kunstpflanzung empor. Ihr enthusiastisch verehrter Führer war Cornelius.

Wasmann empfand als Sechzigjähriger seinen Münchner Aufenthalt trotz fortwährender Heimsuchung durch Krankheit als die schönste Zeit seines Lebens; er fühlte sich von dem Strom der Ideen gleichsam gehoben und getragen. Mit staunender Bewunderung bekennt er, daß Cornelius und die Seinen wie Riesen kämpften. In dieser Zeit des hochgespannten Enthusiasmus, der Blütezeit der christlichen Romantik strebten auch die Maler, die sich „nur“ mit der Darstellung von Naturgegenständen beschäftigten, Adel und Würde in ihre

Arbeiten zu legen, z. B. ein Peter Heß, ein Heidegger; der „Troß der krassen Naturalisten“ mußte sich bescheiden zurückhalten, solange noch Cornelius und seine Schüler als Autorität galten. Erst später wurden sie Herren des Gebietes. Neben Cornelius wirkten Schlotthauer, Schnorr und Heinrich Heß. Besonders das Lehrtalent des letzten hebt Wasmann rühmend hervor. Auf die Akademie war man nicht gut zu sprechen; auch Wasmann hielt sich von ihr fern nach dem Beispiel vieler anderer Künstler. Entweder versuchten diese auf eigne Faust, etwas zu lernen, oder sie traten nach alter guter Weise zu tüchtigen Meistern in ein Gesellen- oder Lehrlingsverhältnis. So verstand Heinrich Heß „mit Takt und Sachkenntnis auf einfache Weise junge Leute zu Künstlern zu bilden, indem er sie ohne das Mittel der Akademie und lange Übergänge rasch in die praktische Übung der kirchlichen Kunst mitten hineinsetzte, sie von Lehrbuben zu bessern Arbeitern aufsteigen ließ und endlich zu großen monumentalen Werken in der Kirche verwendete.“ Diese Stelle ist äußerst charakteristisch für die Kunstzustände der Cornelianischen Zeit. Was bei dem Studiengang der Kunstjünger von vornherein als Ziel feststand, war die Ausübung kirchlicher Kunst; man trennte die Kunst von Leben und Natur und machte sie zu einem Mittel kirchlicher Andachtsübung; das klösterliche Leben des frommen Fra Angelico schwebte auch vielen als das ideale Künstlerdasein vor Augen, und mancher, der mit kindlich frommem Ernst zur Akademie zog, starb als Laienbruder in einem Kloster.

Wasmann hielt sich an seine Hamburger Kunstgenossen, die, wie auch die übrigen, zu einer Art Landsmannschaft zusammentraten. Man feierte Weihnachten mit Tannenbaum, kleinen Geschenken, Karpfenschmaus und Punsch und machte dann die Runde durch die katholischen Kirchen, um die Christmette anzuhören, wobei sich der gute Wasmann, wie er gewissenhaft berichtet, vergeblich anstrebte, in eine andächtige Stimmung zu kommen. Mit köstlichem Humor schildert er die Feier eines Sylvesterabends und die verschiedenartige Wirkung des Weins auf die einzelnen Landsmannschaften: „Wir Hamburger fingen an, wie Matrosen uns einander auf der Bank zu schieben und zu stoßen. Etliche Oldenburger mit dickem Geblüt blieben apathisch sitzen, die Rheinländer und Düsseldorfer machten Gesichter wie die Recken der Nibelungen und übten sich in kühnen, ritterlichen Stellungen. In einem Winkel der engen Stube saß eine trauernde Gruppe gleich den Juden auf den Trümmern des Tempels. Als ich näher kam, erkannte ich lauter Sachsen, deren einer, um die Ursache des Leids befragt, untröstlich und laut schluchzend sagte: der beste Schüler des Cornelius, ihr Landsmann, der Maler Hermann, sei bis dahin immer verkannt und zurückgesetzt worden. Man hatte nämlich an diesem Abend seine Gesundheit ausgebracht, worauf er sich beschämt in eine Ecke setzte und zu weinen anfang. Auf dieses hinauf setzten sich seine Landsleute um ihn herum und weinten ebenfalls.“ An diesem lustigen Sylvesterabend sah Wasmann

auch den „damals schon berühmten Schüler des Cornelius, Kaulbach, einen schönen Süngling von schlanker, zart gebauter Figur, in knappem Leibrock und breitkrempelem Hut, der sich scheu und vornehm von dem größern Haufen entfernt hielt, der, seinem Talent huldigend, sich an ihn drängte.“

Trotz der mancherlei Reibereien und persönlichen Gegenätze war damals in München ein freudiges Wirken und Zusammenleben, wie noch keine Zeit es gesehen hat, der fröhliche Jugendrausch eines jungen Deutschlands. „Wenn die ganze große Künstlermasse jenseits des Englischen Garten in Bogenhausen bei gutem Bier versammelt, fröhlich durch und neben einander summt und brauste; wenn dann Stille geboten wurde, und einer der verehrten Meister eine kurze Ansprache hielt, oder der alte Eberhard einen selbstverfaßten, altdeutschen Reimspruch vortrug, während aller Blicke ehrfurchtsvoll auf den Redner gerichtet waren; wenn es dann hieß: »Cornelius kommt« und man den Altmeister in seiner gedrungnen Gestalt, mit seinen majestätischen, scharf ausgeprägten Gesichtszügen in das Thor des Gartens hereinreiten sah, dann erhob sich ein Jubel und Hurrarufen, das kein Ende nahm. Es herrschte eine freiwillige Unterordnung und Vereinigung unter einer künstlerischen Autorität.“ Das war jene Zeit, von der Cornelius 1835 in einer in Rom gehaltenen Rede sagte: „Als aber König Ludwig den Thron seiner Väter bestieg, da ging es erst los, hei! wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet und gemalt! mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging da jeder ans Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit. Auch war München damals kein Treibhaus der Kunst.“ Als Wasmann dreißig Jahre später wieder einmal nach München kam, hatte die Stadt ein andres Aussehen gewonnen. „Die niedern Kräfte der Kunst waren ungebunden und schrankenlos in beständigem Widerspruch untereinander und in offenbarem Kampf gegen ideales Streben. Der fröhliche Lärm der Künstler war längst verklungen, man stand sich zahn und mißtrauisch gegenüber, sprach von dem Preiscourant der Bilder. Große Preise und das Geschick, sich der Mode anzuschmiegen, bestimmten den Wert des Werks.“

Dem rauhen Münchner Klima konnte der kränkliche Körper Wasmanns auf die Dauer nicht Widerstand leisten. Schon längst hatten die süßen Trauben und Pflirsche des Münchner Obstmarkts die Sehnsucht nach der warmen Luft des Südens geweckt. Ein großes Genrebild, das Wasmann nach Hamburg geschickt hatte, hatte ihm die Fortsetzung seiner Stipendien und die Aussicht, solche auch für Italien zu erlangen, verschafft. Und so sehen wir den norddeutschen Künstler wieder auf rüstiger Wanderschaft südwärts. Das Ziel seiner Wünsche war Italien, die Übergangsstufe sollte das südliche Tirol sein. Tirol war damals noch nicht in den Weltverkehr hineingezogen und fast nur von Münchner Malern besucht, die häufig Streifzüge in diese „romantische Gebirgs- welt“ machten. Auf seiner Wanderung durch das herrliche Tirol, von dessen Schönheit Wasmann in seiner schlichten Anschaulichkeit seinen Lesern erzählt,

kehrte er auch in der Heimat Andreas Hofers, dem Wirtshause zum Sande ein; dort war es still geworden, aber die Erinnerung an den Tiroler Volkshelden war lebendig wie am ersten Tag: „In dem Gastzimmer waren Sittensprüche an den getäfelten Wänden geschrieben, und auf der Bank am Ofen saß ein altes Mütterchen mit einer spizen Wollhaube auf dem Kopfe, die spann und dabei aus einer kleinen Pfeife Tabak rauchte. Es sei die Witwe des Sandwirts, die Frau von Hofer, sagten die Leute. Sie selber sprach gar nicht, war in sich gekehrt und gab nicht acht auf mich, als ich einen Versuch machte, ein Gespräch mit ihr anzufangen. Nur selten soll sie sich mitgeteilt haben, hörte ich später von einem ihr befreundeten, ältern Geistlichen, dem sie ihr Herz zuweilen aufschloß, das, von dem Leid der Vergangenheit niedergedrückt, nur Trauer und Klagen hatte.“

Meran war das Ziel seiner Wanderung; es sollte seine zweite Heimat werden. In Obermais mietete er sich ein bei einem Bauern, der wie andre seines Standes Nachfolger eines verarmten Adlichen war, dessen verfallnes Schloß er bewohnte, und der nach dem frühern Besitzer, „Baron Priami,“ Priambauer genannt wurde. Der Priambauer, eine kraftvolle, wie aus Eisen gegossene Rieckengestalt, war einer von den vielen redlichen, aber unpraktischen Menschen, die in die unerbittliche Konsequenz der Neuzeit nicht hineinpaffen, von Stufe zu Stufe immer mehr verarmen; er verlor Haus und Hof, von dem er anfangs Pächter, dann Besitzer war, und mußte noch die letzten Jahre vor seinem Tode, bebend vor Schwäche, sein einziges „Rühle“ zur Tränke treiben. Dieser Bauer, in dessen Haus Wasmann das köstliche Patriarchenleben seiner Kindheit zum zweitenmale erlebte, war in seinem Lebensgeschick typisch für jene Zeit Tirols, das 1814 wieder unter Österreichs Szepter gekommen war. Nachdem die Freiheitskämpfer, der Priambauer war 1809 unter Andreas Hofer Adjutant gewesen, Zeit, Kräfte und Vermögen im Dienste des Vaterlands für das geliebte, alte Kaiserhaus aufgewandt hatten, fielen sie als verbraucht der Vergessenheit anheim. Wasmann versichert, daß der südliche Teil von Tirol, der noch im Jahre 1814 vergeblich eine Deputation nach Wien geschickt hatte, um vom Landesvater Befreiung von drückenden Lasten zu erwirken, finanziell nie bessere Zeiten gesehen habe als unter der bairischen Regierung. „Durch die hohen Weinpreise war alles reich geworden, und man sah Bauersfrauen in den feinsten Tuchkitteln zur Kirche reiten. Das hatte aufgehört; der Wohlstand war durch die großen Kriegsschäden gemindert, aber der behagliche Schlendrian dauerte fort.“ In der Familie des Priambauern war Wasmann wie Kind im Hause. Er lebte sich ganz in die neuen Verhältnisse ein, verkehrte mit den Leuten wie mit seinesgleichen, schweifte in der Gegend umher, war eifrig mit Malstudien beschäftigt, macht Jagd auf Modelle, und als der Winter kam und die langen Abende Frau und Mägde in der Stube beim Kienlicht saßen und spannen, bekam er „den Einfall, religiös zu

erbauen und aufzuklären“ und machte Versuche, aus seiner lutherischen Bibel irgend ein Kapitel den Leuten vorzulesen. Da er wenig Glück damit hatte, stand er bald davon ab und hörte lieber zu, wie die Weiber und Mädchen Lieder beim Spinnen sangen. Meist waren sie geistlichen Inhalts. Ein schweremütiges Lied auf Hofers Tod zeigte, wie sein Andenken im Volke fortlebte. Ein sechsstrophiges Lied „Joseph und Maria in Bethlehem“ teilt Wasmann dem Wortlaute nach mit, das in seinem echt volkstümlichen religiösen Empfindungsgehalt von hoher Schönheit ist.

Wasmann siedelte bald nach Meran selbst über und verkehrte vor allem viel mit dem geistvollen und kenntnisreichen P. Beda Weber, der der Mittelpunkt eines Meraner Dichterkreises war. Als ausgezeichnete Menschenbeobachter erweist sich Wasmann wieder in der Charakteristik seines neuen Wirts in Meran; er schildert die Verhältnisse von Altmeran, als es noch nicht Kurort war und noch „mittags und abends zur Zeit der Tränke die Ochsen und Kühe langsam und schwerfällig aus den Thorwegen und Seitengängen herauspatschten,“ und seiner romantischen Neigung für alles Volkstümliche und Ursprüngliche entsprechend machte er öfters Wanderungen durchs Passeier, um das Volk näher kennen zu lernen. Die Charakteristik, die er von der Tiroler Bevölkerung giebt, dürfte noch heute in allen Punkten zutreffen. Aus dem Munde des Volks oder von seinem poetischen Freunde Beda, bei dem Görres und Brentano einkehrten, vernahm er kleine Geschichten und Anekdoten aus dem Passeier Volksleben, die sich meist durch eine großartige Naturwüchsigkeit und Derbheit auszeichnen, wie z. B. so ein alter, schwer beladener Kragenträger vor einem Kreuzifix am Wege ausruht, und indem er zu ihm hinausschaut, sagt: „Gelt, gegen di bin i woll a rechter Schwanz!“ Goethe sagt: „Kinder und Volk pflegen das Große, das Erhabne in ein Spiel, ja in eine Posse umzuwandeln, und wie sollten sie auch sonst imstande sein, es zu ertragen.“ Alle Betrachtungen Wasmanns, die den Zuständen in Alt- und Neutirol gewidmet sind, und die sich mit der Erzählung über die Wandlungen und Schicksale einzelner Personen und Familien verknüpfen, verdienen als wichtige Beiträge zur Erforschung der Veränderungen der Kultur jener Zeit die Aufmerksamkeit und Berücksichtigung des Forschers. Was Wasmann hier niedergeschrieben hat, sind nicht flüchtige und erstmalige Eindrücke eines Reisenden, sondern eines gewissenhaften und feinen Kopfes, der mit dem Tiroler Volkstum und Geistesleben innig vertraut war, ja sich mit ihm schließlich verwachsen fühlte.

(Schluß folgt)

